



(4)

Die verheerte Stadt.

Eine heitere Spitzdubengeschichte von
Karl Ettlinger.

Copyright by Georg Müller
Verlag A.-G. München.

An alle diese wechselreichen Begebenheiten dachte Eduard, während ihn der altersschwache Droschken Gaul durch seine Vaterstadt zog. Die Gedanken hinderten ihn jedoch nicht, während der Fahrt aufmerksam das Straßensbild zu prüfen. Gar wenige Häuser kannte er noch. Erst als sie sich der Höhenstraße näherten, fielen ihm einige alte steinerne Bekanntschaften auf.

Dort, das weiße Gebäude, — hatte da nicht ehemals die alte närrische Oberleutnantswitwe gehaust, deren niedliches Zimmermädchen über so kirschröte, saftige Lippen verfügte, daß ein gewisser siebzehnjähriger Eduard Bohukraut — Schwamm drüber!

Und da drüben in der Esvilla mit dem schlanken Türmchen, war dort nicht der pensionierte Spartassendbuchhalter heimisch gewesen, dem man unbedingt „Rotnas!“ nachrufen mußte, weil er dann einen Wutanfall bekam?

Am lebhaftesten aber dachte Eduard an den alten Mann, der einst in der Höhenstraße 74 gewohnt hatte, der ihn aus reiner Liebe verstoßen hatte, der so schnell auf seinen Veröhnungsvorschlag eingegangen war, weil er ihm nie böse gewesen war, und der nun da draußen auf dem Friedhof ruhte unter einem Grabstein, den sein Sohn nur von einer Photographie her kannte.

Der alte Friedrich Quickborn hatte ihm die Photographie geschickt, mit einem Brief, den Eduard zu beantworten stets von neuem verbummelte. Und, alle Teufel, auch dem Rechtsanwalt Meier III hatte er seit Jahren keine Antwort mehr gegeben, bis Meier III die zwecklose Schreiberei eingestellt hatte.

Na, einerlei, in zehn Minuten würde er vor Friedrich Quickborn stehen und morgen vormittag vor Meier III. Und heute nachmittag noch vor dem Grabhügel, der das treueste Vaterherz deckte.

Hallo, — hatte die Esvilla mit dem Türmchen Doppelgänger bekommen? Jetzt rumpelte er schon zum drittenmal an ihr vorüber.

Oder fuhr ihn dieser niederträchtige Kutscher zum Vergnügen strakauf, strakab? Der Droschkentlepper machte wohl auf seine

Kosten eine Bewegungskur in der guten stoffhaltigen Luft?!

„Heda, ehrwürdiger Kosselentler, wohin denn? Habe gesagt: Nummer 74! Reun mal acht plus zwei! Lege keinen Wert auf Spazierfahrten! Bin heute schon genug in er Eisenbahn durcheinanderrüttelt worden.“

Phlegmatisch drehte sich der Kutscher auf dem Bod um: „Nummer 74 gib't's nich! Ich such' die Nummer schon seit 'ner halben Stunde!“

„O Alkohol, o Laster des Suffes!“ delaminierte Bohukraut. „Ganze Stadt scheint zu Ehren des Indianerhäuptlings bedufelt! Mensch, mach' die Augen auf! Ede Höhenstraße und Mühlenweg, gar nicht zu verfehlen! Nebenan war mal ein bissiger Hund!“ Der Kutscher wurde grob. „Wenn ich sag', Nummer 74 gib't's nicht, dann gib't sie's nich! 72 gib't's und 76 gib't's, aber 74 is nich! Und das mit der Besoffenheit nehmen Se zurüd, oder Se können zu Fuß laufen!“ Er hatte den Wagen angehalten und die Zügel neben sich gelegt.

„Dein Stolz ehrt dich, alter Knabe“, lenkte Eduard gemüthlich ein. „Nehme dich also von dem allgemeinen Delirium aus. Zufrieden? — Aber nun setz dich wieder in Trab und expediere mich nach Nummer 74!“

„Gib't's nich!“ beharrte der Droschkentlepper. „Da hat wohl früher mal 'n Haus gestanden, jetzt is nur noch 'n Bauplatz da. Wenn Se sich da drauf niederlassen wollen, mir kann's pipe sein!“

Jetzt stieß Eduard Bohukraut einen Kruch aus, wie sie nur in dem überaus fruchtbaren Klima Südamerikas gedeihen.

„Drei Stockwerke nennst du Rispsied einen Bauplatz? Wenn das mein alter Freund Quickborn hört —“

„Der hört schon lange nichts mehr. Der hört seit zwei Jahren nur noch die Engel Halleluja singen, da droben, verstehn Se!“

„Was sagst du da? Friedrich Quickborn ist tot? Woher weißt du denn das?“

„Nanu, wenn die Leute begraben werden, sin se meistens tot! Ich werde doch Friedrich Quickborn gefannt haben!“

Eduard stutzte. Quickborn tot? Ja, zum Donnerwetter, dann wär' es wohl am besten, schleunigst den Rechtsanwalt aufzusuchen.

„Zum Rechtsanwalt Meier III!“ brüllte er. Ihm war plötzlich zweierlei zumute geworden.

„Ich kenn' keine numerierten Rechtsanwält! Da müssen Se sich schon 'n bißchen deutlicher ausdrücken!“

„Dann fahr' zum Studud!“

„Bin ich nicht verpflichtet. Weiß auch nicht, wo der wohnt. Und mi kriechen Se mal gefälligst aus meinem Karren raus, der is kein Quartier für Obdachlose! Karren fahr' ich nich. Berappen Se Ihre zwölf Mark süßig und leben Se wohl! Mein Gaul kann Ihr Gebrüll nich vertragen. Paula hat Nerven.“

Eduard Bohukraut nahm seine Reisetasche, sprang aus dem Wagen, zahlte und kaufte der Höhenstraße zu.

Der Kutscher hatte recht: das Haus 74 gab es nicht mehr.

Es war verschwunden. Spurlos verschwunden.

Nur noch Reste der Kellermauern zeugten, daß hier einmal ein Haus gestanden hatte, und allerlei Gerümpel, gemischt mit verrosteten Konservendosen, spottete des magischen Schilbes: „Abladen von Schutt ist hier strengstens verboten.“

Eduard stand mit offenem Munde da.

Er kniff sich in die rechte Wade, er bogte sich auf die Nase: „Aufgewacht, old fellow! Bist nicht mehr auf dem großen Wasser! . . . Die Seelkrankheit ist vorüber . . . Komm endlich zu dir!“

Aber er mißhandelte seine eheliche dicke Nase vergeblich. Das Bild vor seinen Augen veränderte sich nicht.

Eine unbändige Wut packte ihn.

Wie oft hatte er sich in die Räume zurückgedräumt, darin er seine Kindheit verlebte hatte, wie treulich hatte er die ererbten Möbel hüten wollen, das alte Besuchszimmer, do' Bett, in dem sein Vater gestorben war, das große Bild seiner Mutter, den Tisch, an dem er einst seine Schulaufgaben gemacht od:er

auch nicht gemacht hatte, an dem er seine ersten Liebesbriefe geschrieben hatte, — und nun waren diese unerflichen Stücke verschwunden! Und mit ihnen das ganze Haus.

„Aber, Hölle und Fegefeuer, ein Haus kann doch nicht verschwinden!“ tobte er und krallte die Hände in die Reisetasche, als sei diese an allem Unheil schuld. „Vielleicht, daß sie's wegen Pausfälligkeit abreißen mußten? Hier in Deutschland haben sie ja so verrückte Gesetze! . . . Aber das hätte mir doch der verwünschte Paragrapheuscher Meier III gefälligst mitteilen können! . . . Allerdings habe ich ihm seine Briefe nicht beantwortet . . . vielleicht ist ihm der einseitige Briefwechsel zu dumm geworden . . .“

Er riß die Reisetasche auf, kramte darin herum, warf den Inhalt, alte Wäsche, Kamm, Bürste, Seife, Pantoffel auf die Straße, bis er das gefuchte Bündel Briefe gefunden hatte und die letzte, ihm bekannte Adresse Meiers feststellen konnte: Kolonnade 34, II.

Dann las er hastig die zerstreuten Gegenstände wieder auf, stobste sie nach ewigem Jungesellenrezept wahllos in die Reisetasche und rannte die Höhenstraße abwärts.

Eine halbe Stunde später hatte er sich nach Kolonnadenstraße 34 durchgefragt und stieg zum zweiten Stock empor.

„Agnes Bergmann, Witwe“, stand da zu lesen.

Er riß an der Klingel.

Eine alte Dame öffnete vorsichtig. Sie sah zuerst ängstlich durch den Türspalt, zögerte einen Augenblick, entschloß sich aber dann doch, die Tür aufzumachen.

„Was wünschen Sie?“

„Hier wohnt doch Rechtsanwalt Meier III?“

„Nein.“

„Aber er hat hier gewohnt?“

Frau Bergmann betrachtete den sonderbaren Fremden mißtrauisch. Es war doch kein Einbrecher? Man las jetzt so viel in der Zeitung . . .

„Die letzten zehn Jahre hat er nicht hier gewohnt, denn so lange wohne ich hier.“

„Das ist doch hier Hausnummer 34?“

„Ja.“

„Zweiter Stock?“

„Ja.“

„Und hier hat in den letzten zehn Jahren kein Meier III gewohnt?“ schrie Bohnkraut. „Überlegen Sie sich, was Sie reden, alte Dame! Es hängt mehr davon ab, als Sie ahnen!“

Die alte Frau wich erschrocken einen Schritt zurück.

„Nein“, stammelte sie, „und es hat auch in der ganzen Stadt keinen Rechtsanwalt Meier III gegeben. Mein seliger Mann war Amtsrichter, da würde ich's doch wissen. Zwei Rechtsanwälte Meier wohnen in Bredendorf,

Julius Meier und Adolf Mayer, aber Meier III, nein, bestimmt nicht!“

Da brach Eduard Bohnkraut in ein gellendes Lachen aus, so daß die Amtsrichterswitwe entsetzt die Türe zuschlug und die Sicherheitskette vorhatte; er hieb sich die geballten Fäuste vor die Stirne und schrie, in endlicher Erkenntnis des Sachverhaltes:

„Man hat mir mein Haus gestohlen! Die Sunde haben mir mein Haus gestohlen!“

Und er setzte sich gekniet auf eine Treppentstufe, legte die Reisetasche und seine Arnie und begann bitterlich zu weinen.

Am Abend desselben Tages saß im Zimmer 36 des Fremdenheimes Sanitas ein blonder Herr in hellem Sommeranzug am Schreibtisch und kritzelte eifrig in sein Tagebuch. Auf seinem Schoß hockte ein kleiner Foxterrier, weiß mit schwarzen Tupfen, und schaute interessiert zu, was sein Herr Wichtiges zu Papier zu bringen hatte.

Und wenn das Hundchen Geschriebenes hätte entziffern können, so würde es gelesen haben:

„. . . Der Kerl aber, der solchen Krach an der Gepädausgabe schlug, war kein anderer, als der unvermietet heimgekehrte Eduard Bohnkraut. Nun kann's lustig werden! Aber nur immer frech und gottesfürchtig! Adele macht ihre Sache ausgezeichnet. Adele ist ein Genie!! Bredendorf wird noch Augen machen. (Fortsetzung folgt).“

Wirklichkeiten.

Früh um sieben läutet der Dom
Und die guten frommen Bürger
Lanfen in den schönen Dom.
O, die sittenreinen Bürger!

Früh um sechs aber ging es
Auf der Kohlenzeche los.
Räder rasseln, Hämmer donnern,
Häuste hämmern tief im Schacht.

Alles lobt die frommen Bürger,
Freist den edlen Christensinn.
Warum fliegt nicht der Gedanke
Auch zu den Kohlenknechten hin?“

Max Dorn.

Arme Frau Palatier!

Von Hans Wesemann.

Jahrzehntelang hat Frau Palatier in Grenoble gewohnt und in ihrem Laden Strümpfe und Unterhosen verkauft. Sie hat einen Mann gehabt und Kinder geboren, Essen gelocht und Fußböden gescheuert, und jeden Sonntag ist Frau Palatier in die Kirche gegangen — wie alle Frauen Palatier in der ganzen Welt es zu tun pflegen. Dann ist der Krieg gekommen, Herr Palatier ist Soldat geworden, und eines Tages war er tot, wie das leider im Kriege so häufig vorkommt. Dann ist auch der Bruder von Frau Palatier siegreich gefallen und schließlich auch ihre beiden einzigen Söhne. Als Andenken blieben der Frau nur ein gedrucktes Formular, das ihr den Dank des Vaterlandes zusicherte, und eine bunte Medaille, die sie in die Kommode gelegt hat. Zuerst hat sie furchbar geweint, aber der Pfarrer hat ihr gesagt, es sei Gottes Fügung gewesen, und sie müßte jedes Opfer fürs Vaterland bringen. Sie sollte also

weiter Strümpfe verkaufen. Das hat sie denn auch getan.

Aber eines Tages hat sie im Lokalanzeiger von Grenoble gelesen, es wäre Krieg in Marokko, und es ginge um die heiligsten Güter der Nation. Frau Palatier wußte zwar nicht, was für ein Land Marokko ist und wo es liegt, aber sie ist doch auf den Bahnhof gegangen, als die Gebirgsartillerie von Grenoble verladen wurde. Es war sehr patriotisch. Die Kapelle hat auf französisch „Mars i dem zum Städte hinaus“ gespielt. Die Soldaten waren alle sehr begeistert, weil es umsonst Wein und Schnaps gegeben hat. Dann ist der Herr Pfarrer von Grenoble gekommen und hat Gottes Segen auf die neuen Gasgranaten herabgesteigt. Frau Palatier aber hat immer zu einem jungen Rekruten angesehen, der ihrem armen toten Renee so ähnlich war. Es war solch hübscher Junge mit schwarzen Augen, und er hat ihr mit der vollen Weinsflasche zugewinkt. Da hat Frau Palatier plötzlich eine schreckliche Angst bekommen und hat genau gewußt, sie schießen ihn tot, wie ihren eigenen Jungen. Sie hat schreien müssen mitten in die Rede des Herrn Pfarrers hinein: „Halt — bleibt hier; sie schießen euch tot — nieder mit dem Krieg!“ Dann hat Frau Palatier einen Weinkrampf bekommen und hat den Jungen festzuhalten versucht, so daß zwei aktive Sergeanten mit guter Führung sie losreißen mußten. Frau Palatier wurde verhaftet und fortgeschleppt, und sie hat immer noch geschrien: „Bleibt hier — nieder mit dem Krieg!“ Der Herr Pfarrer aber hat nicht zu Ende sprechen können, weil plötzlich alle Leute geschrien haben. Der Zug ist ganz schnell aus der Halle gefahren, weil die Offiziere dachten, ihre Leute würden noch aussteigen. Der junge, hübsche Rekrut aber hat weinen müssen, und später hat er sich betrunken, um nicht an die arme, verrückte, alte Frau zu denken.

Jetzt sitzt Frau Palatier im Gefängnis, und alle anständigen, d. h. patriotischen Leute von Grenoble werden keine Strümpfe mehr bei ihr kaufen wollen, wenn sie wieder heraus-

kommt. Und die Agence Havas hat es in aller Welt herumgezählt, was für eine unpatriotische, taktlose Person die Frau Palatier ist.

Arme, liebe, dumme Frau Palatier, der Krieg in Marokko wird doch geführt werden, und dein kleiner Soldat wird den Heldentod auf dem Felde der Ehre sterben. Ueber dich aber werden die Leute in Grenoble lachen, oder sie werden dich hassen und verachten. Nimm dir ein Beispiel an den deutschen Frauen, die Hindenburg gewählt haben, weil er die „Hoffnung und Stärke Deutschlands verkörpert“. Diese Frauen werden, wenn es wieder einmal gilt, „siegreich Frankreich zu schlagen“, auf den Bahnhöfen den Soldaten zujubeln und ihnen Blumensträuße schenken. Du aber, meine arme, liebe Frau Palatier, wirst dann wieder auf den Bahnhof von Grenoble gehen und „Nieder mit dem Kriege!“ rufen. Der Zug wird trotzdem wieder abfahren, und dich wird man wieder einsperren.

So ist das Leben!

Leben wir zu schnell?

Der Arzt Lord Dawson of Penn hat vor dem Londoner Aerzte-Kongreß einen Vortrag gehalten, in dem er ausführte, daß die Fortschritte der modernen Zivilisation zu große Anforderungen an unseren Organismus stellen und daher eine frühe Erschöpfung und vorzeitigen Tod hervorrufen. Er meinte, daß es nur zwei Heilmittel gäbe, um dieser Gefährdung der Menschheit Einhalt zu tun, nämlich den Fortschritt aufzuhalten oder unsere Anpassungsfähigkeiten an die neuen Lebensbedingungen zu erhöhen. Diese beiden Mittel lassen sich aber naturgemäß sehr schwer oder gar nicht durchführen. Immerhin besteht die Möglichkeit, das Eiltempo unseres Daseins dadurch zu verringern, daß man gewisse Schädigungen unseres Nervensystems herabsetzt oder ausschaltet. Es könnte trotz aller berechtigten Neuerungen so

manches vermieden werden, was unnötig an unseren Nervensträngen reißt und sie beunruhigt. Man denke z. B. an den Lärm. Die Ohren stehen mit dem Gehirn und dem Zentralnervensystem in enger Beziehung; ein zu starkes Geräusch erschüttert den Organismus viel mehr als ein heftiger Gesichtseindruck. Nun ist es eine merkwürdige Tatsache, daß fast alle neuen Erfindungen den Lärm in der Welt verstärken. Maschinen, Eisenbahnen, Kraftwagen, Schreibmaschinen — sie alle und noch viele andere Neuerungen erzeugen Geräusche, die unser Nervensystem erschöpfen. Überall wird aus den großen Städten geklagt, daß der Lärm in beängstigender Weise zunimmt, und dieses ewige Dröhnen der Großstadt, das auch in der Nachtzeit nicht aufhört, könnte bedeutend abgeschwächt werden, wenn man allgemein die Schädlichkeit dieser Nervenbeunruhigung erkennen würde. Auch nicht minder unzutraglich für die Gehörnerben sind die Mischöne der Jazzorchester, die sich von Amerika aus wie eine Seuche über

die alte Welt verbreitet haben. Das Tanzen, das sonst eine heilsame Wirkung ausüben könnte, wird durch diese unmelodische Nervenerregung zu einer Ursache der Erschöpfung. Aber auch die Augen leiden durch die künstliche Beleuchtung, die häufig viel greller und in der starken Buntheit erregender wirkt als notwendig ist. Das ungeschützte Licht der Bogenlampen, das die Augen und damit das Nervensystem überaus anstrengt, die Verwendung von Scheinwerfern sollte möglichst verboten werden. Ein anderer Schutz gegen allzu frühe Erschöpfung wäre nach der Ansicht dieses hervorragenden Arztes eine gesündere Ernährung, bei der besonders das allzu viele Essen vermieden wird. Viele Menschen untergraben ihre Konstitution durch zu reichliche Nahrung.

Alles schön und gut. Aber was sagt der Arzt zu der nervenaufreibenden lärmvollen Arbeit in den Fabriken? Mühte er nicht die laute Forderung nach Verkürzung der Arbeitszeit erheben?

Das Wunder der Atomzerspaltung.

Eine Groteske vom lieben Gott und vom nächsten Krieg.

Von Richard Rainer.

„Goddam“, sagte der liebe Gott in seinen nunmehr mit Sorgfalt vieredig gestuften Bollbart, indem er an seiner Hornbrille rückte und den Deckel seiner Jahrhundertuhr springen ließ: „nun ist schon wieder 1925 und die Leute da unten kommen trotz meiner fortgesetzten energischen Bemühungen miteinander nicht zu Rande.“

Ich habe ihnen durch meinen mit allen Vollmachten ausgerüsteten Fern Sohn die Lebensweise des Christentums aufs eindringlichste empfohlen — sie haben von meiner Dofferte nicht den mindesten Gebrauch gemacht. Auf den Lippen priesen sie mich als den Schöpfer aller Dinge, doch nur um diesen Umstand, den ich heute aufs höchste zu bedauern Anlaß habe, in ganz spitzfindiger Weise sich zunutze zu machen, indem sie bei allem, was sie ausfragen, mit der letzten Urheberschaft und damit der alleinigen Verantwortung bezichtigen. Als mir das bunt wurde, zog ich mich dann mehr und mehr von der aktiven Teilhaberschaft am Weltgeschäft zurück und ließ ihnen selbst Einsicht in die Bücher der Natur. Ich glaube, sie nannten das Aufklärung. Dann habe ich ihnen die Idee des Sozialismus nahezubringen versucht, und als das zwanzigste Jahrhundert anbrach, glaubte ich, es würde was nützen. Ja, du lieber Gott, seit einem geschlagenen Vierteljahrhundert habe ich nun nichts weiter zu tun, als mich um Börsenkraus, Rüstungen und die dämlichen Kriege zu kümmern.

Um nicht ganz aus der Mode zu kommen, legte ich die Patriarchenwürde, in der mich noch der gute Michelangelo — ich hab ihn selig — porträtiert hat, beiseite und umgab mich mit dem Keulernen eines rüstigen Gelehrten. Denn wenn man schon ein Abbild menschlicher Vorfstellungen ist, so darf man sich doch immerhin den neuesten Menschen zum Bilde nehmen. Ich habe mir ein Laboratorium und eine Radio-station eingerichtet. Zum Teufel — jetzt bin ich es aber müde, mich mit dem ekelhaften Klaunderwelsch der Wallstreetleute abzugeben, um die Erde herauszubringen, und das schencklichste Giftgas, mit dem die Rasselbände sich im nächsten Kriege umbringen will, krast mich schon dauernd im Halse. „Der Teufel hols!“

„He, Mr. Luzifer!“ rief er das laborierende Faktotum an, „stellen Sie doch einmal die Re-

torten mit dem doppelschwefelsauren Wasserstoff wieder in den Höllenlamin.“

„Im Grunde“, sprach der liebe Gott weiter bei sich, „habe ich mir die blutige Sache da unten selbst eingebrocht, als ich den zum Spielen geborenen Geschöpfen den Fluch der Arbeit auferlegte. Da sie es nicht fertig bringen, sich durch eine bessere soziale Ordnung davon zu befreien, werde ich ihnen einmal durch einen immensen technischen Fortschritt das Mittel dazu in die Hände geben. Ich werde sie lehren, die kleinsten Teilchen, aus denen sich der Stoff aufbaut, die Atome, aufzuschließen und die ihnen innewohnenden ungeheuren Energien auszunützen.“

Gesagt, getan! Er baute eine Experimental-anordnung zur Erzeugung energetischer Fernstrahlungswirkungen auf und betätigte von seinem bequemen Observatorium aus die entscheidenden Hebelgriffe. „Damit es nicht einer für sich allein behält“, sagte er zu Luzifer, „werde ich die Entdeckung zur gleichen Zeit zwei Gelehrten übermitteln. Das ist eine alte wissenschaftliche Praxis von mir.“

„O Herr“ — der Teufel rief an seinen Hönern — „ich mache Sie darauf aufmerksam, daß ich in meiner Eigenschaft als Obmann der höllischen Belegschaft bei der Einföhrung neuer Produktionsmethoden im Betriebe des Unübersums ein Wörtchen mitzureden habe. Da durch die Freimachung bisher gebannter Atomkräfte eine Energieinflation im Kosmos in den Bereich der Wahrscheinlichkeit rückt, möchte ich für diesen Fall die Energielohnsätze durch einen Zusatz zum höllischen Tarifvertrag an einen vom statistischen Himmelsamt zu errechnenden Index der im All wirksamen Energien gebunden wissen“ — „Allright“, sagte der liebe Gott, „ich werde meinen Sekretären, den Schriftgelehrten, entsprechende Anweisung geben.“ Darauf steckte er eine göttliche Zigarette in Brand, um den Erfolg seiner Operation bei der Lektüre eines Kapitels über sich von Rudolf Steiner in der Stimmung heiterer Langeweile abzuwarten.

Am nächsten Morgen schwang sich von Rauen der Funkspruch um die Erdhälften: „Zieg des deutschen Erfindergeistes! Dem bekannten Physiker Prof. Müller ist die Umwandlung von Atomenergien in elektrische Kraft gelungen, die durch direkte Strahlung übertragen wird.“ Ihm

eilte aus Lakehurst ein zweiter entgegen: „Amerikanische Wissenschaft im Besitz bisher größter Erfindung aller Zeiten! Prof. Smith erzeugt gewaltige Stromenergien mittels Atonzersfalls.“ Tags darauf leitartikelteten fünfzigtausend Zeitungen der ganzen Welt: „Unsere Kinder werden nicht mehr schreien müssen im Schweiß ihres Angesichtes wie ihre Väter. Der biblische Fluch ist von den Menschen genommen. Der Aufstieg der Zivilisation und Kultur ein für allemal garantiert.“

Eine von J. P. Morgan u. Co. gestiftete Gruppe machte den beiden Erfindern Milliardenangebote. Smith willigte ein und auch Müller. Vierundzwanzig Stunden später trat ein deutsches Konsortium auf den Plan, das sich aus den bekanntesten Namen der Schwerindustrie und der alten Generalität zusammensetzte, und machte dem deutschen Forscher ein gleiches Angebot. Dieser erklärte, bereits gebunden zu sein. Daraufhin brachte die zuverlässig nationale Regierung, die seit einiger Zeit die Geschicke des Reiches „schlecht und recht“ leitete, im Reichstag einen Gesetzesentwurf ein, der „in Wahrung der deutschnationalen Belange“ auf Grund des zum erstenmal angewandten § 153 der Reichsverfassung die Erfindung des deutschen Unter-tanen Prof. Müller, die es uns endlich an die Hand gegeben hätte, das uns angetane Unrecht zu föhnen, zugunsten des gemeinen Besten erteignete und die Konzession zu ihrer Verwertung dem genannten Konsortium zusprach. Der Reichskanzler erklärte, wie sein großer Namensvetter, so sei auch er von Gott dazu berufen.

Protest des Außendepartements. Recht und Gerechtigkeit. Feierliche Berufung auf den Handelsvertrag. Der Völkerbund schüttet Noten aus. Hilfslose Schiedssprechung des Weltgerichts. Ultimaten zerplatzen wie die Seifenblasen. Der Krieg marschiert. Front durch zwei Erdteile. Abwehr der Flugzeuge durch orkanartig entfesselte Energiwellen. Durch Atomzerfall getriebene Riesengatanraketen. Kilometertrichter. Kriegsbrot. Papieranzüge. Eiserne Kreuze. In Atomgewittern. Das Aetherwellenbad des großen Krieges. Vardengefänge. Durchhalten. Nieder mit den Pazifisten und Vaterlandsverrättern. Die Schützen-grabengemeinschaft. Der Burgfrieden. Der Sieg gehört der letzten Viertelstunde, gehört den stärksten Nerven. Alle zwei Sekunden neun Tote ...

Als der liebe Gott seine Zigarre weglegte, um sich zu vergewissern, was aus seinem Geschenk geworden war, konnte er zunächst einmal gar nicht sehen. Denn die kriegsföhrenden Parteien hatten in fünfzig Kilometer Höhe einen dichten Wellenschirm erzeugt, der die verderbenbringenden Strahlen, die die Geschosse lenkten, abprallen sollte. Der Abprallung unterlagen auch die von oben auf die Erde fallenden Lichtstrahlen.

Der liebe Gott mußte lange warten, bis er wieder Sicht bekam. Er konnte beobachten, wie die dezimierten Millionenheere abgekämpft in ihre verwüsterten Heimatländer zurückzogen und nur allmählich wieder sich an die Sorge um die Fröstung eines kümmerlichen Daseins gewöhnten. Darüber schüttelte ihn der Grimm. Er beschwor sich, diesen räudigen Erdball hinweg-zufegen. Und er ging an eines der mächtigen Reißbretter, um an der Bahnkurve des nächsten im Sonnensystem fälligen Kometen mit Zirkel und Lineal eine geringfügige Aenderung vorzunehmen. Doch er legte das Radiermesser wieder beiseite. Es wäre schade um die Briefmarken. Besonders wo es doch jetzt wieder so viele neue Staaten gibt. Und Briefmarken sammelte er leidenschaftlich.

